bespülten, innerlich weissen, Felsen, war durch Sonne, Luft und Wasser auf eine seltsame Art gebräunt und glänzend, so dass sie, unter gewissen Beleuchtungen, spiegelte. Die Oxydation erschien mehrere Linien tief in das Gestein eingedrungen; doch zeigte der veränderte Theil nicht jene eigenthümliche Absetzung (einer kohlenstoffigen Verbindung mit Eisen?), die ich später an den Granitfelsen im obern Flussgebiete bemerken konnte. Oberhalb dieses Falles krümmt sich der Strom gen Nordwest um den Berg, und erscheint, von dem waldigen Ufer umzäunt, ohne sichtbare Oeffnung, wodurch er käme, wie ein See. *) Die dunkle Färbung des Berges, an welchem schwere Regenwolken hinzogen, die geheimnissvolle Stille des Waldes, die colossal aufeinander gehäuften Felsenmassen und das Rauschen des Stromes gaben dieser Landschaft einen unaussprechlich düstern und schwermüthigen Charakter, dessen Eindruck noch immer lebendig in meiner Seele ist. Selbst die Indianer, von denen Viele nie einen Berg oder Wasserfall gesehen hatten, schienen von der furchtbaren Scene ergriffen. Sie hefteten verwunderte Blicke bald auf den Berg, der durch den dichtfallenden Regen in drohende Nähe versetzt schien, bald auf die brausenden Wasserwirbel. — Die Fahrzeuge wurden an lange Stricke und Lianen der *Timbo titica* befestigt, und nun versuchten die Indianer sie im Fahrwasser (*varadouro*) zwischen den Klippen über Wirbel und Stromschnellen aufwärts zu ziehen, während Andere sie mittelst langer Stangen in der Richtung erhielten. Am nördlichen Ufer waren die Strömungen zu heftig; wir gelangten daher erst spät, am südlichen, zum Ziele. Während dieser mühevollen Arbeit regnete es in Strömen, so dass wir zufrieden seyn mussten, an diesem Tage die Fahrzeuge auf eine Sandinsel oberhalb des Falls zu bringen, wo wir übernachteten. Oberhalb dieses ersten Falles treten mehrere Bäche in den Fluss, längs welcher der Sandstein in so dünnen Schichten zu Tage ausgeht, dass er als Wetzstein (tupi: *Ita-Hy*) gebraucht werden kann, und die Indianer haben von hieraus welche bis nach Pará gebracht. Die grössere Katarakte, *Cachoeira*

*) Eine Ansicht des Berges von hier aus siehe in Mart. Palm. t. 35.

(tupi *Hytû*) *de Cupati* liegt etwa eine Stunde westlich von der erstern, oberhalb welcher der Fluss zwischen höheren Ufern noch mehr eingeschränkt wird. Sie wird so wie jene durch Querriffe gebildet, welche bei Hochwasser den Strom vollkommen abschneiden und einen allgemeinen Sturz desselben veranlassen. In jenem Falle soll die Fluth die Felsenriffe auf mehr als dreissig Toisen weit und über drei Toisen hoch bedecken; gegenwärtig aber fanden wir zwar viele Wirbel und Strömungen zwischen den gigantischen Felsenmassen, jedoch keine allgemeine Unterbrechung der Wasserfläche. Die Fahrzeuge konnten daher auf dieselbe Weise, wie über die *Cachoeirinha*, aufwärts bugsirt werden; nur war es nöthig, sie vollständig auszupacken und Alles auf dem Rücken der Indianer über die, weithin am Ufer aufgethürmten, Steine nach einer jenseits des Falls gelegenen Sandspitze tragen zu lassen, ein Geschäft, das wegen der Glätte und Ungleichheit dieser Felsenmassen und des fortwährenden Regens schwierig und gefährlich war. Nachdem das Nothwendigste geschehen, überliess ich die Vollendung der mühvollen Arbeit meinem gefälligen Begleiter Snr. Zany, und machte mit Joâo Bernardo, der diese Gegend schon öfter besucht hatte, einen Ausflug nach dem Berge *Cupati*, in dessen Bächen er selbst allerlei schöne Steine, nach seiner Beschreibung etwa Bergkrystalle oder Topase, gefunden hatte. Es musste mir daran gelegen seyn, mein Urtheil über die Formation dieses Berges zu vervollständigen, dessen Schichten eines weissen, sehr harten, quarzreichen Gesteins, zugleich mit der Sage von benachbartem Goldreichthume an ähnliche Gebirgsbildungen in Minas erinnerten. Wir fuhren auf dem, unter der Katarakte gebliebenen, Nachen stromabwärts, und gelangten schon mit einbrechendem Abend an eine Stelle am Fusse des Berges, wo ein mächtiger Waldbach über hohe Felsenblöcke herabbrausst. Der feuchte Wald ruhte still, und das Schauspiel einer wilden, kräftig erregten Natur erinnerte mich an die vaterländischen Gebirge. Wir suchten lange in den Löchern des Sandsteins, jedoch vergeblich; nur unreine Bergkrystalle, und keine andere geognostische Merkwürdigkeit, kam zum Vorschein. Darüber war es finstre Nacht geworden; wir setzten wieder auf die Südseite des Stromes,

dessen Fall hörbarer uns entgegenbrausste, und gelangten an die Stelle, wo wir unsere arbeitenden Leute verlassen hatten, ganz durchnässt vom Regen, zitternd von Frost und hungerig. Zu unserm Erstaunen fanden wir Alles stille, ohne Zeichen ihrer Gegenwart. Sie hatten eine Sandbank oberhalb der Katarakten zum Bivouac bezogen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es, ein kleines Feuer anzuzünden, und wir liessen die begleitenden Indianer mit den glühenden Spänen voraus-gehen, um uns den gefährlichen Weg über die Klippen zu erleuchten. Diese mussten überstiegen oder umgangen werden, um oberhalb des Falles wieder an den Strom zu kommen. Je weiter wir uns von ihm entfernten, und in die Nacht eines verwachsenen Waldes vordrangen, um so gefährlicher ward der Weg. Bald fielen wir in ein Loch der Klippen, bald stiessen wir den verwirrten Schädel an einer scharfen Kante an, stolperten über eine Baumwurzel oder verwickelten uns in die stachelichten Windungen der Salsaparilha. Diese nächtliche Wanderung, bei fortdauerndem Regen, in der Gefahr auf Schlangen oder ein anderes Unthier zu stossen, gehörte unter das Bedenklichste, was mir je begegnet war. Plötzlich standen die Führer stille, und wir sahen uns am Rande eines tiefen Felsenabhanges, wohin wir uns, zu weit vom Strome ab, verirrt hatten. Endlich gelangten wir an diesen, und erblickten ein fernes Feuer, von wo aus die Wache unsern Ruf vernahm und Nachen herbeischickte. Spät nach Mitternacht kamen wir in dem Bivouac an, dessen Feuer schon spärlich brannten. — Wir waren nun durch eine natürliche Grenze von dem unteren Stromgebiete des *Yupurá*, und somit von dem des Amazonas, getrennt. Ich durfte annehmen, mich jetzt in einem vom Hauche europäischer Civilisation noch unberührten, den Ureinwohnern America's unbestrittenen, Lande zu befinden. Es lag etwas Reizendes in diesem Gedanken; und die Umgebungen einer wilden Natur und roher Naturmenschen, ja selbst die Gefahren, die wir vor und hinter uns sahen, verliehen meiner Lage ein eigenthümliches Colorit. Die Menschen, mit denen wir hier lebten, verdienten diesen Namen nur vermöge dessen, was wie ein Krystallisationspunct im Gemüthe liegt; sie waren gänzlich frei von jener Civilisation,

welche sich im Verlaufe der Gesittung mit tausend Facetten und Farbenschiller über jenen unveränderlichen Kern der Humanität gelagert hat. Die Veränderung unserer Umgebung spiegelte sich unter Anderm auch in der Vegetation am Flusse, welche mehr und mehr andere Formen aufnahm, je weiter wir uns gen W. wandten. (Vergl. Anm. 8.) Zugleich damit war der landschaftliche Charakter verändert: die Bäume schienen niedriger, mit minder langgedehnten Aesten, daher zu engeren kuppichten Kronen gewölbt; Schlingpflanzen seltener; besonders häufig eine Palme, die *Baxiuva barriguda*, deren vierzig und mehr Fuss hoher Schaft in der Mitte tonnenartig angeschwollen ist, so dass dieser Theil häufig von den Indianern zu Kähnen ausgehöhlt zu werden pflegt. Im Walde selbst treten viele kleine Rohrpalmen auf, und hie und da an den zu Tage gehenden Felsen saftiggrüne Büsche von schlingenden Aronstauden, namentlich von *Carludovica*, einer zuerst von Peru her bekannt gewordenen Pflanzengattung. Dieser Wald schien übrigens jetzt ziemlich leer an Thieren; nur Affen von mancherlei Arten liessen sich vernehmen, Hocco's flatterten durch die Gebüsche, und einige grosse blaue Araras krächzten auf den Firsten der Palmen, worin sie nisten. Unsere Indianer ruderten zwar fleissig, wie sie diess besonders während Regenwetters zu thun pflegen; allein wir kamen nur langsam vorwärts, da der Strom im Hauptcanale sehr reissend, ausserhalb aber von vielen Untiefen durchsetzt war, die oft zu Umwegen nöthigten. In der Nacht des 10. Januars passirten wir an der Mündung des *Miriti-Paraná* (Moritzpalmen-Fluss). Sie hatte etwa dreissig Klafter Breite. Am 12. Januar Mittags erreichten wir *Manacurú*, eine Ortschaft der Indianer *Juri*, welche unter ähnlichen Verhältnissen wie die von *Varivaú* mit den Weissen in Verbindung steht. Auch hier hauset nur ein geringerer Theil der Einwohner in acht oder zehn Hütten; die Meisten wohnen zerstreut im Walde. Die Hütten bestehen aus einem Kreise von Pfählen, der mit Schlingpflanzen überflochten, mit einem kegelförmigen Dache von Palmblättern gedeckt, und mit einer niedrigen Thüre versehen ist, wie die der *Cauixánas* oder der *Chiquitos* in Paraguay, welche bekanntlich davon den Namen (der Kleinen) erhalten haben.

Weder Schlot noch Fenster sind vorhanden; aber auf der einen Seite, der Thüre gegenüber, stösst ein von Lehm aufgemauertes, ganz verschlossenes Zimmer an, in das man von der Hütte aus einkriecht. Hierher ziehen sich die Indianer zur Zeit des Hochwassers zurück, um den Verfolgungen des *Pium*, jener feindlichen Mückenart, zu entgehen, die dann in dichten Haufen über der Gegend schwärmet. Unter dem Hausrathe bemerkte ich eine früher nie gesehene Vorrichtung zum Abreiben der Mandioccawurzel: ein pyramidales aufrechtes Gerüste von drei Latten, zwischen welchen kleine, spitzige Steine befestigt sind. Der Saft fliesst von dem Gerüste in eine untergestellte Schüssel von Baumrinde. Meine Gesundheit war hier wieder leidend; und wir beschlossen, einige Tage zu verweilen. Der Anführer des Ortes war mit einem Mameluco von Ega ausgezogen, um ein Descimento zu bewirken, und wir trafen desshalb nur den geringern Theil der Einwohner anwesend. Die *Juris*, welche wir hier, wie früher in dem *Sitio de Uarivaú*, gefunden hatten, rechneten sich alle zu einem gemeinschaftlichen, auch durch die Sprache verbundenen, Stamme, aber zu verschiedenen Familien oder Unterhorden, die, ähnlich wie die Abtheilungen der Uainumás, verschiedene Namen führen. *) Man betrachtet die *Juris* als einen den *Passés*

---

*) So die *Juri*: *Cacao-Tapuüja*, die am *Puréos* wohnen, die *Moira-T.* am *Ipú*, und die übrigen längs des *Yupurá* selbst hausenden: *Comá-*, *Assaí-*, *Tucano-*, *Bubunha*, *Curassé* (Sonnen-) *Oira-açú* (Grossvogel-), *Ubí-* (Rohrpalmen-), *Ybytú-* (Wind-) und *Taboca-Tapuüja* Indianer. Die Wind-Juris haben, wie die Caraiben, die Passés, Tecúnas u. s. f. unter den Knieen und am Oberarme einen Zoll breite Bänder von blauer Baumwolle, die sie so straff als möglich anziehen; die *Malha* nimmt bei ihnen das ganze Gesicht ein. Die Horde der *Tabocas* (Zapfen-Juri), von der ich hier Mehrere sah, trägt einen Zapfen von Palmenholz in der durchbohrten Unterlippe. Bei einem Alten war diess Stück Holz, dessen Ausfallen durch eine breitere Querleiste im Innern des Mundes verhindert wird, so fest verwachsen, dass es nicht mehr abgenommen werden konnte. Die Tatowirung fand ich bei verschiedenen Individuen verschieden: die Meisten haben die halbelliptische *Malha* in mehr oder minder grosser Ausdehnung, je nach Alter und Familienunterschied, Manche auch zwei schräge Striche oder vier runde Puncte auf der Oberlippe oder blos die ganze Oberlippe tatowirt. Eine Horde, die sie *Jauareté* (Onzen-) *Tapuüja* nennen, soll eine andere Sprache sprechen und gegen die Uebrigen feindlich gesinnt seyn; vielleicht sind diess die *Uainumá Jauareté Tapuüja*. Die Männer trugen grösstentheils Suspensorien von Turiri; (fig. 41. der indian. Geräthsch.); die Weiber waren ganz nackt. Häufig war als Armzierde ein Büschel der Schnäbelspitzen von Tucanen (Pteroglossus inscriptus und Aracari, fig. 54 der a. Tafel). Es

verbrüderten Stamm, und ohne Zweifel gehörten sie früher zusammen. Ihre Sprache hat die grösste Verwandtschaft, die Nationalabzeichen sind dieselben, und die Körperbildung zeigt eine auffallende Aehnlichkeit; doch schien es mir im Allgemeinen, als wären die *Juris* von breiteren Gesichtszügen, breiterer Brust und minder schlank. Sitten, Gewohnheiten, Waffen, Feinde, religiöse und kosmogonische Ideen sind bei beiden dieselben. Ehemals waren sie nächst den Miranhas und Uainumás der mächtigste Stamm zwischen dem Içá und Yupurá; aber gegenwärtig möchte ihre Gesammtzahl kaum zweitausend betragen, da sie vor Andern in die Ansiedlungen der Weissen herabgeführt worden und daselbst in der Vermischung untergegangen sind. Da die *Urari*pflanze im Gebiete dieses Stammes wächst, so sind sie mit der Bereitung des Pfeilgiftes vertraut, welcher beizuwohnen ich hier Gelegenheit hatte. *)

---

war ein reinlicher Menschenschlag. Nur mit Mühe konnten wir einige ihrer Kämme (Fig. 18.) einhandeln, die aus zierlich verbundenen dünnen Spänen von schwarzem Palmenholze bestehen. Hier erhandelte ich auch eine Tabacksdose (Fig. 48.) aus der seltenen Muschel Bulimus Gallina sultana, und einen, aus einem einzigen Stücke Holz geschnittenen, Fussschemmel. (Fig. 44.)

*) Die Basis des Pfeilgiftes der Indianer vom Yupurá liefert ein dünner Baum, der *Rouhamon gujanensis*, *Aubl.*, (ein *Strychnos*, *L.*), der in der Tupí *Urari-üva* heisst. Die eingeweichte Rinde ward von dem *Juri-Taboca* mit den Händen ausgepresst, und der gelblichte Saft in einer flachen Schüssel über gelindem Feuer eingedickt, indem ähnliche wässerige Auszüge von der Wurzel eines Pfefferstrauches (*Piper geniculatum*), von der eines mir unbekannten Baumes *Taraira-Moira*, d. i. Baum des Fisches *Taraira*, von der Rinde eines Cocculusstrauches (*Cocculus Jnéme*, *M.*) und eines schlingenden Feigenbaumes, zusammen etwa in gleich grosser Menge, dazu gegossen wurden. Dieses gemischte Extract, von der Consistenz eines dicken Syrups hatte über dem Feuer eine dunkelbraune Farbe erhalten, als es in kleine Schälchen, deren jedes etwa zwei Unzen fasst, gegossen, und im Schatten der Hütte der Abkühlung überlassen wurde. Vorher steckte der Indianer noch in jedes Schälchen eine kleine Frucht von der Beisbeere (*Kiynha-avi*), und nun war das *Urari* fertig. Die Indianer frischen es, wenn es schwach geworden, durch Zusätze, besonders des spanischen Pfeffers und der Wurzel von *Piper geniculatum*, wieder auf. Ohne Zweifel sind die vier, als Zusätze genannten, Pflanzen minder wesentlich und könnten wohl durch andere ersetzt werden. Nach der Aussage mehrerer Brasilianer werden auch andere Stoffe, z. B. die Milch von der *Euphorbia cotinifolia*, von *Hura crepitans*, oder die adstrigirenden Früchte der *Guatteria veneficiorum*, *M.*, und von abergläubischen Indianern der erste Frosch, den man an jenem Tage rufen hören, die grosse schwarze Ameise, oder Zähne von Giftschlangen beigesetzt. Die Erfahrung in *Manacarú* bewies mir, dass das *Curarę* von Esmeraldas am Orenoco, das *Wurali* von Surinam und das *Urari* vom Yupurá

Während wir diesem Geschäfte zusahen, ertönte ein unmässig lautes Geheule und Geschrei, das uns erschrocken nach der andern Seite des Dorfes zog. Wir fanden eine der Hütten offen, und drei Indianer beschäftigt, den Leichnam eines der Bewohner darin zu begraben. Schon am Abend vorher war ich hingerufen worden, um eine „Arznei der Weissen, *Caryba poçanga*“ anzuwenden, hatte aber den Kranken, der an Wassersucht von Verhärtung der Unterleibsorgane litt, schon im Sterben gefunden. Der Leichnam war jetzt, das Haupt zwischen den weit heraufgezogenen Knieen (also vollkommen in derjenigen Stellung, worin man die mit Ponchos umwickelten Leichen in den Huacas von Peru zu finden pflegt), zwischen Stücken von Baumbast zu einem runden Knäuel zusammengebunden, und in ein vier Fuss tiefes Loch in der Mitte der Hütte gebracht worden, (wie diess unter Andern auch bei den Wilden in Canada der Brauch ist). Eine dünne Schicht von Erde ward über ihn ausgebreitet, dann sprangen die Schwester des Todten und zwei Männer, welche in derselben Hütte wohnten, hinein, und traten die Erde unter furchtbarem Geheule fest. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis diese gräuliche Ceremonie vollendet war; mein Herz wandte sich zerrissen davon ab, denn das Geschäft selbst und die Klage der Todtengräber, besonders der Schwester, die unter heftigem Schluch-

---

ein und dasselbe Hauptprincip, aus der Rinde derselben Strychnee, enthalten. Diese Pflanzengruppe bietet in der Ignatiusbohne und in den Krähenaugen ebenfalls sehr giftige Stoffe dar. Wahrscheinlich ist das wirksame Princip Strychnin, oder ein diesem verwandter Stoff. — Es ist übrigens bekannt, dass dieses merkwürdige Gift nur durch unmittelbare Berührung mit dem Blute tödtlich wird. Indianer, die sich umbringen wollten, haben es in grösseren Gaben verschluckt, ohne üble Wirkung zu verspüren; ja sie halten es für magenstärkend. Grosse Gaben von Zucker, Salz oder Adstringentien sind die Gegengifte; allein nach vollkommner Aufsaugung des Stoffs richten sie nichts mehr aus, und der Verwundete stirbt, mit Abnahme der thierischen Wärme und des Athmungsprocesses, an den Zufällen einer Apoplexia nervosa, oft schon binnen wenigen Minuten. Das Pfeilgift der *Tecunas* wird, nach dem Muster der Pflanze, die Spix von *Tabatinga* mitgebracht hat, von einem Schlingstrauch (tupi: *Urari-Sipô*), einer Menispermea, vielleicht vom *Cocculus Amazonum*, *M.* bereitet, und ist wahrscheinlich Picrotoxin. Der wesentlich wirksame Bestandtheil sowohl dieses Giftes als des der *Juris*, der *Miranhas* und anderer Indianer am Yupurá und am Rio Negro ist in Wasser, wie in Weingeist auflöslich. Vergl. Ausführlicheres hierüber in: Martius über das Pfeilgift etc. in Buchners Repert. d. Pharm. Bd. 36. H. 3.

zen stets die Frage hervorschrie: „wer wird mir nun Affen jagen, wer wird mir Schildkröten bringen?“ u. s. f., hatte einen an Thierheit grenzenden Ausdruck, und schien zuzunehmen, je mehr sie sich bei dem Einstampfen erhitzten. Eine andere schwer Erkrankte in derselben Hütte schien von der Aussicht auf ein ähnliches Schicksal nicht ergriffen; sie lag bewegungslos in der Hangmatte, und sah dem Begräbnisse ruhig zu. Dieses Trauergeheul (tupi: *Jaceon*) dauerte bis gegen Abend, da die Klagenden vor Erschöpfung nicht mehr konnten; aber in der Nacht ward ich von Neuem durch die Schwester aus dem Schlafe geheult. Besonders aufgefallen war mir, dass ich diese Trauernden keine Thränen hatte vergiessen sehen. Der Tubixava Gregorio, darüber befragt, gab mir die schreckliche Antwort: „*Tapuüja uù uçá tykyr*, der Indianer frisst seine Thränen!“ Die Hütte des Todten sollte von den übrigen Einwohnern nicht jetzt, sondern nur gelegentlich, verlassen werden. Die beschriebene Art die Todten zu begraben, ist übrigens nicht allgemein bei diesen Indianern. Viele stecken die Leichname in grosse irdene Geschirre, welche sie innerhalb oder vor den Hütten begraben. Nach den über diesen Gebrauch eingezogenen Nachrichten haben die verschiedenen Stämme, welche sich ihm hingeben, nicht gleiche Absicht dabei. Die Meisten bezwecken damit ein ruhiges und sicheres Begräbniss, Manche aber eine spätere Versetzung der Gebeine in andere Orte, nachdem sie sie gereinigt und in Bastkörben zusammengeschichtet haben. Dieser Gebrauch weist auf die niedrigste Stufe der Neigung gewisser Völker hin, sich mit den Leichen ihrer Vorfahren zu beschäftigen; wir fanden etwas Aehnliches bei den *Camacans* (vergl. II. S. 692.); weiter entwickelt ist die Sitte jener Indianer am Orenoco, die die Skelete ihrer Vorfahren in der Höhle von *Ataruipe* aufbewahren, und das vollendetste Monument von derselben finden wir in den Mumien der Guanchen und Aegyptier. Sie mag dem Ethnographen um so bedeutsamer erscheinen, als sie mit der geringeren oder höheren Ausbildung der Ideen von der Seele und der Seelenwanderung in Verbindung steht. Diese *Juris*, unter welchen wir hier einige Tage ausruhten, waren übrigens ein gutmüthiger, theilnehmender Menschenschlag, und überaus gesprächig gegen

die Stammverwandten, welche wir mit uns führten. Bei langen Reden wiederholten sie gewisse Worte als Betheuerung, etwa so wie das *Atea* der Cherokesen, das gleichbedeutend mit dem hebräischen *Amen* syen soll.

Meine Gesundheit schien sich durch einige Rasttage, während welchen wir besonders minder von den Insecten beunruhigt wurden, gebessert zu haben, und wir schifften uns daher am 15. Januar ein, um nach drei Tagereisen das Land der *Miranhas* zu erreichen, von deren Verkehr ich die meiste ethnographische Ausbeute zu erhalten hoffte. Der Strom war aber gegenwärtig so sehr entleert, und so voll Sandbänke und Stromschnellen zwischen diesen, dass wir jenes Ziel erst am fünften Tage erreichten. Ich hatte auf diesem Wege zwei heftige Anfälle eines Quartanfiebers zu bestehen, das ich durch starke Brechmittel und China abzuschneiden suchte. Der Frost erschien gleichsam nur versteckt als schwere Mattigkeit, ihm folgte jedoch heftige Hitze und Kopfweh. Auch mein Reisegefährte und viele Indianer begannen an ähnlichen Beschwerden zu leiden. Wir gaben vorzüglich dem warmen und trüben Wasser, dessen Temperatur kaum unter 25° R. stand, die Schuld des gemeinschaftlichen Erkrankens. Alte Indianer schlugen vor, es zu klären, indem sie aufgeschnittene Stücke von Fackeldisteln hineinlegten, allein von diesen Gewächsen fehlen die grossen, fleischigen Formen, die in Pernambuco und Bahia einen wesentlichen Zug der Pflanzenphysiognomie bilden, hier fast gänzlich, und nur kleine stachelige Parasiten erscheinen. Ich suchte daher das Wasser durch die schleimigen Beeren der *Ambaúva* (vergl. oben S. 1130.) zu reinigen, die ihm überdiess einen angenehmen Geschmack ertheilten. An Speisen fehlte es nur Cap. Zany und mir, da der Vorrath an Hühnern zu Ende gegangen war. Wir hatten auf dem Wege hierher den Tubixava Gregorio mit einem Nachen in den *Miriti-paraná* abgesendet, um uns Hühner und Federschmuck von den dortigen Mallocas der *Coretús*, *Coërunas* und *Yupuás* zu verschaffen; allein diese Zufuhr sollten wir erst viel später erhalten. Oberhalb *Manacarú* passirten wir an der Mündung eines nicht unbeträchtlichen Flusses an der Südseite, der von den

Indianern *Metá* genannt wurde. *) Die übrigen Confluenten, denen wir begegneten, schienen verhältnissmässig kleiner und von geringer Ausdehnung. Der Strom selbst ist immer noch von niedrigen Ufern beschränkt, die wie bisher, mit Ausnahme des Sandsteinberges von *Capatí*, aus dem braunen, rothen oder violetten Sandeisenstein oder aus rothem Thone bestehn. Die Hütten der *Miranhas*, welche von den Portugiesen ihr Hafen, *Porto dos Miranhas*, genannt werden, liegen nur wenig über dem Spiegel des Flusses. Wir sahen uns beim Aussteigen von mehr als fünfzig Männern des Stammes umringt, die uns ohne Scheu begrüssten und unter lebhaftem Gespräch und Geschrei zu dem Anführer geleiteten. Obgleich kein Einziger portugiesisch oder tupí sprach, wollten sie sich doch Alle ungesäumt in Verkehr einlassen. Als wir in die Hütte des Anführers, ein grosses Gebäude mit mehreren Gemächern, gekommen waren, nahmen sie ihre an den Wänden umherstehenden vergifteten Wurfspiesse, und stellten sich erwartungsvoll um die Thüre, durch welche endlich der Herr des Hauses eintrat. Dieser Häuptling hatte, wie alle Uebrigen, die wir bis jetzt gesehen, einen christlichen Namen angenommen, obgleich er wohl schwerlich je getauft worden war. João Manoel war nicht blos unter seinen *Miranhas*, sondern im ganzen obern Yupurá bekannt und gefürchtet. Wahrscheinlich hatte er Muth und Unternehmungsgeist genug gehabt, sich Sclaven von seinem oder von den benachbarten Stämmen zu erwerben, und sie an die Weissen zu verhandeln. Im Verkehre mit diesen hatte er denn einige europäische Sitten angenommen: er ist stolz darauf, stets (in Hemd und Beinkleid) gekleidet zu gehen, von einem Porcellanteller zu essen und sich täglich den spärlichen Bart zu machen. Portugiesisch versteht er nicht, aber in der Lingua geral drückt er sich energisch aus. Seltsam sticht die Halbbildung dieses Häuptlings gegen die Horde

---

*) Er soll in seinem oberen, nach fünf Tagereisen zu erreichenden, Gebiete eigenthümliche Verbindungen mit einem andern, weiter westlich gelegenen, machen, den die Indianer uns *Ipú* nannten, oder, wenn die undeutlichen Berichte der Indianer anders zu verstehen gewesen wären, findet Verbindung zwischen dem *Metá* und dem Nebenflusse des *Içá*, dem *Upí* Statt. Die Indianer verlegten in diese Gegend reiche Cacaowälder und zahlreiche Wohnsitze, besonders der *Uainumás*.

ab, der er befiehlt: Menschenfresser, die kaum die angeborne Sprache sprechen, keinen Begriff von Oberherrschaft kennen noch dulden, in dumpfem Uebermuthe nur sich selbst befehlen wollen, sind sie unbewusst, aus Trägheit, Stolz und Eigennutz, seine Diener und Unterthanen geworden. Denn lediglich der Verkehr mit den Weissen, den er für Alle zu leiten weiss, scheint ihm das Uebergewicht gegeben zu haben, das er bei seinen Stammgenossen geltend macht; aus einem Handelscommissionär ist er Befehlshaber der Horde geworden. Ueberhaupt aber möchte ich annehmen, dass es, etwa mit Ausnahme des Kriegs, immer ähnliche Verhältnisse seyen, durch welche die rohen Indianer vermocht werden, Einem aus ihrer Mitte ein Uebergewicht einzuräumen. Diese Leute empfingen uns übrigens mit einer Lebhaftigkeit, einer heiteren lärmenden Beweglichkeit, die gar sehr von der traurigen Gravität abstach, womit wir gewöhnlich von Indianern aufgenommen wurden. Wir schrieben wohl nicht mit Unrecht diese Naivetät, diesen sanguinischen Antheil an Allem, was uns betraf, dem freieren Naturstande zu, worin sie sich, entfernt von Weissen, ohne Kunde von Frohnen, die für alle Indianer ein Schrecken sind, als ein mächtiger Stamm den Uebrigen selbstständig gegenüber, befinden. Roh bis zur Thierheit fand ich bei genauerer Bekanntschaft diese *Miranhas*, aber jene Hinterlist, Furchtsamkeit und Kleinheit der Gesinnung, wodurch sich der aldeirte Indianer oft zum Gegenstand der Verachtung seiner Nachbarn macht, ist ihnen fremd. Sie sind ein kräftiger, wohlgebauter, dunkelgefärbter Indianerstamm. Ihre breite Brust entspricht dem breiten Antlitze, welches noch mehr in die Quere gezogen erscheint durch den abscheulichen Gebrauch, die Nasenflügel zu durchbohren, und darin Holzcylinder oder Muschelschälchen zu tragen. *) Von dieser gleichsam

*) Dieses Abzeichen entstellt mehr als irgend ein anderes, das ich gesehen, das Antlitz, vorzüglich, wenn die Ausdehnung der Nasenflügel so weit getrieben worden, dass sie den Nasenknorpel blosslegt. In solch grässlicher Vollkommenheit des Schmuckes müssen die ausgedehnten Nasenflügel gestützt werden, wesshalb man sie im Innern mit einem Bändchen aus Palmblättern ausfüttert. Die Weiber, welche immer Zeit und Lust haben sich zu putzen, treiben es hierin am weitesten; ich sah welche, die die Ringe der Nasenflügel über die Ohren stül-